

VERONAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 16.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 21. April 1890.

Preis: Vierteljährlich 2 Mark 50 Pf.
in Oesterreich-Ungarn 1 fl. 50 Kr. ö. W. inkl. Stempel.

36. Jahrg.

Eine alte Geschichte.

Novelle von L. Haidheim.

(Fortsetzung und Schluß von Seite 135.)

Nachdruck verboten.

Demmin wunderte sich, als er am andern Morgen des gestrigen Abends gedachte, über sich selbst. Wie war denn das? Hatte er Willy wirklich so reizend gefunden?

„Ja freilich! Und laß das Kritisieren! Verliebe dich doch!“ riet ihm sein Verstand.

Gut denn, er wollte es.

Und Willy machte es ihm leicht genug! Das war ein Erröten und schüchternes Blicken, ein Lächeln und scheues Fragen, ein Hinneigen und Zurückziehen, und das alles so allerliebft natürlich und doch wieder offenbar bewußt! Und dabei dieses Plaudern, dieses Reizen und Necken, dies Ver-

steckspielen mit ihrer Neigung für ihn und dann wieder dies Sichverrathen! Ihre kleinen hübschen Hände spielten vor seinen Augen herum, ihre zierliche Taille bog sich geschmeidig hin und her, und er hörte ihr seidenes Nieder dabei knistern.

„Halb zog sie ihn, halb sank er hin,“ kam es leise gesungen über seine Lippen.

Sie hörte es und warf ihm einen Blick zu — einen Blick, der ihn plötzlich ernüchterte. Das war zu viel des Guten.

„Hätte sie mich lieb, sie wäre erschrocken errötet,“ sagte er sich.

Willy selbst fühlte, sie war über das Ziel hinausgeschossen, und machte sehr geschickt einen Spaß daraus.

Das ging den Tag über weiter und weiter; er kam aus ihrem Neze nicht mehr los, und aufgereggt, halb nur widerstrebend, ließ er es sich doch gefallen, ging ein auf ihre Koketterie.

Der Zufall wollte, daß sie nie allein waren, und Demmin suchte nicht herbeizuführen, was derselbe versagte.

Je schwerer Willy der Sieg wurde, je eifriger bemühte sie sich darum, und die anderen waren ihre Bundesgenossen, denn ihnen schien es außerordentlich passend, daß die beiden ein Paar wurden.

Mitten in dieses originelle Spiel hinein kam Demmin ganz urplötzlich, als sei ihm derselbe von außen zugerufen, der Gedanke: „Nein, nein, sie ist die Rechte nicht!“ Und wie mit kaltem Wasser übergossen fühlte er sich plötzlich, obwohl das Mädchen nichts gethan, was Ursache zu dieser jähen Abkühlung hätte geben können.

Glücklicherweise trennte man sich gleich darauf für die Nacht; sie merkte den Umschlag in seiner Gesinnung noch gerade, aber sie kannte seine wechselnde Laune schon und



Wie wunderschön ist die Frühlingszeit! Gemälde von Ad. Eins.

machte sich keine Gedanken darüber. Er aber ging, wie außer sich, stundenlang noch in seinem Zimmer umher.

„Sie ist die Rechte nicht!“ das mußte er jetzt. Und fort mußte er, fort! Er hatte ein dunkles Bewußtsein von Schwäche in sich: „Ich könnte es thun, um Ruhe vor mir selbst zu haben!“ sagte er sich und wußte, daß er es dann lebenslang bereuen würde, daß er bei ihr doch nicht Ruhe fände.

Endlich sah er einen Ausweg.

Als Polle am andern Morgen dem Amtmann, der immer der erste aus den Federn war, seinen Kaffee herauftrug, erzählte sie dem Erstaunten, Herr von Demmin habe in der Nacht ein Telegramm bekommen und sei sofort abgereist. Er habe sie geweckt und ihr aufgetragen, ihn zu entschuldigen und zu sagen, daß er zurückkehren würde, sobald er könnte.

Sonderbar! Die anderen zweifelten keine Minute, daß es mit dem Telegramm seine Richtigkeit habe, Granzow riet auf eine Nachricht vom Fürsten Alexander, der Amtmann wußte, daß die Erbschaftsangelegenheit noch nicht gänzlich geregelt war, Polle versicherte, es müsse was Ernstliches sein, Herr von Demmin habe gar aufgeregt ausgesehen. Milly allein glaubte kein Wort von der ganzen Geschichte. Sie fühlte sich unaussprechlich verletzt und beleidigt, aber nicht eine Miene verriet ihren Unglauben, kein einziger Blick ihre tiefe Verstimmung.

Im Gegenteil! Am Morgen schon arrangierte sie bei Frau Mahlmeier mit dem Assessor eine gemeinschaftliche Ausfahrt, und am Nachmittag machte sie die Eroberung des jungen Herrn perfekt. Vier Tage später verlobte sie sich mit ihm und reiste ab. Das war ihre Rache! Und ihr kleines Persönchen hatte Eitelkeit genug, um dieselbe für nahezu tödlich zu halten.

Eine Woche blieb Demmin fort; er hatte in der That allerlei Geschäftliches geordnet, um seine schnelle Abreise damit motivieren zu können.

Man empfing ihn mit der alten Herzlichkeit, nichts war verändert, er saß bei Ilse, wie er früher gethan, Granzow war wieder kühl und verständlich, ohne Leidenschaft, aber immer freundlich, immer wohlwollend und untadelig.

Und doch, es war etwas anders geworden! Demmin merkte es erst nach und nach.

War es wegen Milly? Nein! Man hatte ihm ihre Verlobungsgeschichte lachend erzählt, niemand nahm ihre Kofetterien mit ihm ernsthaft; oder hatte man es gethan, so ließ man ihm das Recht und die Freiheit, nach eigenem Ermessen zu handeln.

Einmal hatte auch Ilse gesagt: „Wir paßten im Grunde nicht zusammen!“ Damit sprach sie in Demmins Sinne das Urtheil über Milly.

Aber was war denn anders?

Demmin dachte grübelnd immer darüber nach, er fand es nicht, oder nur in sich selbst, denn er wurde sich dieser sonderbaren Unruhe, die ihn erfüllte, immer deutlicher bewußt. Was hatte es denn damit auf sich? Warum war er jetzt selbst dann nicht zufrieden und glücklich, wenn er in der alten guten Weise mit seinen Freunden fortlebte? Warum nicht, wenn er neben Ilse saß, mit ihr plauderte und scherzte? Warum quälte ihn diese zitternde Unruhe oft so sehr, daß er nicht weiter lesen konnte, aufsprang und ganz verwirrt hin und her lief? Er wurde ja wohl nervös wie eine alte Jungfer? Denn wie konnte es ihn verdrießen, daß Granzow ihn freundschaftlicher als je behandelte, ihn fast täglich mit hinausnahm, weite stundenlange Ritte mit ihm machte und sich in freundslichem Dringen nicht abweisen ließ, wenn er nicht mit wollte.

Mit aller Macht nahm er sich zusammen, daß man ihm dieses peinvolle Unbehagen nicht anmerkte; aber er konnte nicht mehr so heiter sein und wenn er sich noch so sehr Mühe gab. Mitunter entdeckte er, daß sein Onkel ihn bedenklich forschend ansah; auch das ärgerte ihn, er war eben reizbar.

„Sollte ich mich doch über Milly ärgern, sollte sie es sein, die mir fehlt?“ fragte er sich ganz verdußt über diesen plötzlichen Gedanken.

„Unsinn!“ gab er sich ganz laut selbst die Antwort.

Er hatte mit Granzow für den Sonntagmorgen wieder einen Ritt verabredet, den dieser vorschlug. Demmin war zu gerecht, um sich nicht zu sagen, daß des Lieutenant's sich ihm offen bietende Freundschaft aus jener Nacht datierte, in welcher derselbe ihm sein Vertrauen fast zu früh geschenkt, und daß des liebenwürdigen Mannes Entgegenkommen bessern Dank verdiente, als er ihm in seinem Innern dafür bot.

So überredete er sich zu dem, was er vor Monaten freudigen Herzens als selbstverständlich empfunden hatte.

Granzow stand rauchend in Demmins Stube am Fenster, während dieser sich zurechtmachte. Er erzählte, daß Ilse mittags Gäste haben würde, sehr hochgeschätzte Gäste, eine benachbarte Gutsbesitzerfamilie, bei welcher Ilse seit Jahren förmlich verzogen wurde. Sie hatten sich erst eben angemeldet, kamen immer mit fünf bis sechs Personen, nun würden Ilse und Polle alle Hände voll zu thun haben.

„Ich finde es eine Rücksichtslosigkeit, so in hellen Häufen in eine Häuslichkeit einzudringen, in welcher es weder Küche noch galonierte Diener giebt!“ schalt Demmin und ärgerte sich wütend, daß Ilse nun den ganzen Morgen sich abmühen müsse.

Granzow lachte. „Es ist nicht so schlimm, Ilse und Polle richten das schon ein.“

Man hörte in der That eben die hurtigen Füße der ersteren über den Borplatz an Demmins Thür vorüberlaufen.

„Jetzt noch eine Cigarre, Granzow, versuchen Sie diese Sorte!“ rief Demmin ihm zu; er war fertig.

In diesem Augenblicke drang ein lauter Schrei, ein Fall, ein heftiges Klirren zu ihnen herein.

„Das war Ilse!“ Demmin rief es im höchsten Schrecken. Mit einem Sprunge war er an der Thür und die Treppe hinunter.

Und jetzt kniete er schon im Flur neben der aus einer tiefen Wunde in der Schläfe Blutenden, Ohnmächtigen, die mit den Gläsern, welche sie trug, gefallen war, hielt sie in den Armen und stammelte außer sich: „Ilse! Liebe, liebe Ilse!“

Der Amtmann, der Major waren aus des letzteren Zimmer gestürzt; Polle schrie und weinte, und Demmin strich mit bebender Hand, leichenblaß, Ilse's Haar von der Wunde zurück. „Ilse! Ilse!“

Keiner sah, daß Granzow wie gelähmt oben an der Treppe stehen geblieben war und sekundenlang wie versteinert auf das sich ihm anbietende Bild starrte und dies: „Ilse! Liebe Ilse!“ welches so nur einem Aufschrei des Herzens gleich, hörte.

Aber das dauerte nur Sekunden.

„Das ist mein Platz, Herr von Demmin!“ klang diesem plötzlich Granzow's Stimme scharf und befehlend dicht am Ohr, und zugleich umfaßte der Lieutenant seine Braut und nahm sie aus Demmins Armen.

Einen Moment zuckte dieser wütend, abwehrend auf; einen Moment begegneten sich zwei lodernde Augenpaare in wild aufblühender Wut und Leidenschaft, und dieser Moment genügte, beide die volle Wahrheit erkennen zu lassen.

„Meine Braut! Meine Ilse!“ rief Granzow, er preßte sie in seine Arme und küßte ihre Lippen.

Demmins Arme sanken schlaff, wie gelähmt nieder; Granzow nahm die eben Erwachende wie ein Kind in seine Arme und trug sie mit einer Art wilden Triumphes in das Zimmer, legte sie auf das Sofa und rief dabei immer laut: „Niemand soll sie anrühren! Sie ist mein, mein!“

„Aber Granzow! Mar!“ beschwichtigte der Major.

„Er hat sie in seine Arme genommen, meine Braut!“ flammte Granzow in seiner leidenschaftlichen Erregung noch einmal auf.

„Sie thäten besser, einen Doktor zu holen!“ sagte der Amtmann scharf. „Sehen Sie nicht —“

Aber Polle hatte das Richtige schon gethan und zufällig den Arzt auf der Straße fast vor der Thür des Hauses getroffen.

Sie kam atemlos mit ihm an.

Und während der Doktor die Wunde untersuchte, fuhren Granzow's Blicke eiferfüchtig umher. Aber Demmin war nirgend zu sehen. Das beruhigte ihn.

Ilse war auf eine Glascherbe gefallen; sie wurde chloroformiert und die Wunde, die tief und lang war, genäht; es verging langsam eine Stunde voll Aufregung, bis man Eis geholt und sie gebettet hatte. Endlich war alles in Ordnung. Bläß und angegriffen lag sie auf dem Sofa und spottete hold lächelnd über Granzow's blasse erschrockene Miene, den Schmerz mutig verheißend.

Er blickte sie mit einer so wilden, leidenschaftlichen Zärtlichkeit an, wie sie dieselbe nie zuvor gesehen.

Sie wurde ganz rot vor Herzklopfen und Freude unter diesem Blick, und ihn ängstigte dann sofort, daß er sie erregt hatte.

„Mein armes süßes Herz! Meine Ilse!“

„O, Mar, was ist die Schramme? Ich sehe und fühle doch nun, wie lieb du mich hast! Wie glücklich bin ich!“ flüsterte sie.

„Und daran hast du je gezweifelt?“ rief er und kniete in stürmischer Leidenschaft neben ihr nieder.

Ein wahrhaft seliges Erstaunen malte sich in ihrem jetzt schon wieder sehr bleichen Gesichtchen.

„Gezwifelt? Nein! Aber daß du mich so sehr liebst, Mar, wußtest du denn das immer?“

Er stutzte. Nein, nein! Er hatte es so nicht gewußt; Demmin hatte es ihm erst klar gemacht.

„Entschuldigen Sie, meine jungen Herrschaften, das ist aber gegen alle Kleiderordnung, und Sie müssen mir schon gestatten, daß ich als alter Praktikus hier meines Amtes walte! Herr Lieutenant, noch einen Fuß und dann, wenn's beliebt!“ Und der freundliche Arzt zeigte mit humoristischem Lachen und einladender Handbewegung nach der Thür.

„Einsamkeit, Ruhe, Schlaf, Diät, das sind meine Gebote, Fräulein Ilse, und nun seien Sie ein gutes Kind und machen Sie die Augen zu. Ihre Gäste lade ich zu mir; ich werde sie schon abfangen; meine Frau hat ohnehin ihr Korbholz befragt und gefunden, daß wir das Näherrecht auf den lieben Besuch hatten.“

Mar von Granzow trat eine Viertelstunde später in Demmins Zimmer.

Er hatte diese Zeit benutzt, sich zu beruhigen, und gefunden, daß er in seiner eiferfüchtigen Regung den rechten Ton gegen Demmin doch wohl verfehlt habe.

Demmin hatte am Fenster gestanden, die Stirn gegen die Scheiben gelehnt. Jetzt wendete er, peinlich überrascht, dem Eintretenden das Gesicht zu und trat rasch einen Schritt vor.

„Granzow!“ klang es tonlos von seinen Lippen.

„Verzeihung, Demmin, ich war —“ Der Lieutenant hatte mit offener Herzlichkeit begonnen; jetzt stockte er, seine ausgestreckte Hand blieb reglos, und erschreckt starrte er in das von Gemütsbewegung ganz veränderte Antlitz Demmins, in seine aufgeregten, todesstrahligen Augen.

„Also doch!“ flammten die Feinigen auf.

„Ich habe es bis heute nicht gemußt, Granzow! Mein Wort darauf,“ sagte Demmin leise, schwermüthig.

„Um Gotteswillen! Demmin!“ Alle eiferfüchtige Wut war verflogen vor diesem Ton, diesem Blick.

„Ja, es ist ein Unglück!“

Granzow ging in tiefster Erregung einmal im Zimmer auf und ab; er war furchtbar erschrocken. Er bedauerte Demmin auf das tiefste, aber er konnte nicht dagegen — man ist doch nur ein Mensch! — Er bezwang sich jedoch.

„Und was soll nun werden?“ fragte er ernst, aber äußerlich ruhig, wie Demmin, der wieder aus dem Fenster starrte und dessen Brust nun heftig arbeitete.

„Ich muß fort! Natürlich sogleich!“ war die müde Antwort.

„Ja, Demmin!“ sagte Granzow zufrieden und darum sanft.

„O, ich weiß. Ich will auch. Und Granzow, meinen Gruß!“ Die Stimme versagte ihm. Ein Aufschluchzen — und dann war er wieder gefast.

Schweigend drückten sie sich die Hand. Granzow ging; er war wie vor den Kopf geschlagen.

Und sie alle hatten das nicht gemerkt, nicht gesehen! Es war ja unglaublich, wenn man das nicht selbst erlebte!

Und nun war Demmin wieder allein.

Fort! Abreisen! Es war nun alles vorbei! Alles Glück! Aller süße Friede der ersten Zeit für immer vorbei! Jetzt mußte er, was die Unruhe in ihm bedeutet hatte!

Wirr gingen seine Gedanken hin und her, und doch war ihm, als könne er nichts denken, nichts, nur das eine: „Ich liebe sie! Und ich sehe sie nie wieder!“

Mit einem wilden Aufschrei warf er sich auf das Sofa und barg sein Gesicht in den Kissen.

Später, als der heftigste Sturm in ihm sich ausgetobt, horchte er auf die tiefe Stille im Hause.

Sie waren gewiß alle fort; Granzow saß wachhaltend neben seiner Ilse — seiner!

Demmin schlug sich mit der geballten Hand vor den Kopf. „Wußt' ich's denn nicht? Seh' ich's nicht jeden Tag, daß sie sein ist, sein mit Herz und Seele? Und doch!“

Ja, die Liebe war dennoch über ihn gekommen; leise, leise hatte sie sich in sein Herz gestohlen.

Nein, sie schlich sich nicht erst jetzt hinein, sie hatte gleich in den ersten Tagen Besitz davon genommen. Er wußte es damals nur nicht.

„Ich habe nichts gewollt, als sie sehen, ihre lieben Augen, ihr Lächeln. Und wenn sie freundlich zu mir sprach, war ich zufrieden. Und das ist nun für immer und ewig vorbei. Jetzt weiß ich, daß sie mir alles ist, mein Glück, mein Stern.“

Ihm fiel ein, daß damals Granzow sie ebenso genannt hatte.

Und ein wilder wahn sinniger Haß bemächtigte sich seiner gegen Ilse's Verlobten.

„Er weiß gar nicht, was Liebe heißt; er trägt ihren Ring wie eine Kette, er läßt sich anbeten! O! Und wie würde ich sie lieben! Meine Liebe ist die bessere!“

Aber Ilse liebte Granzow, ausschließlich, ohne Wanken! Und immer von neuem brach die ungezügelte Leidenschaft in ihm los. Hätte er nicht so felsenfest gewußt, daß Ilse Granzow angehörte, er hätte wenigstens um sie mit ihm kämpfen können, aber sie war seine Braut, sie war ihm treu mit jedem Gedanken.

Das Wort treu — Treue — brachte ihn ein wenig zur Vernunft.

Er sah ein, es gab nur einen einzigen Weg für ihn, und der führte zunächst aus diesem lieben trauten Hause fort; fort über die Schwelle, die er so oft eine geeignete genannt.

Und mit dem Schritt, den er hinaussthat, mit dem Zufallen der Thür hinter ihm, da stand er wieder in der teilnahmslosen Fremde, und — es gab keine Rückkehr!

Stunden gingen so hin.

Einmal hörte er die Hausthür öffnen; es sprach jemand mit Polle im Hausflur.

Er sah mechanisch nach der Uhr. Schon Mittag! Und Granzow wartete darauf, daß er — seine Pflicht that. Ja, die Pflicht! Gegen ihn, gegen Ilse, gegen dies teure, stille Haus, sein einziges „Daheim“.

Er begann zu packen und wurde immer hastiger, immer eifriger dabei. Sein Kopf glühte.

„Fort, so schnell wie möglich!“ sagte er sich und warf zuletzt ohne Ordnung noch das letzte in den Koffer, um nur fortzukommen.

„Meine Ehre soll nicht hier bleiben!“ flüsterte er sich zu. Er wußte, daß er sein Leben, seine Seligkeit drum geben würde, Ilse noch ein einziges Mal zu sehen, ihr Lebewohl zu hören.

Nein! Es war unmöglich! Sie sollte nicht eine trübe Minute um ihn haben, und dann — sollte Granzow danebenstehen, wenn er vor ihr kniete und Herzblut weinte?

Nein! Nimmermehr!

So mußte es denn ohne Abschied geschieden sein!

Einzelne Thränen, glühend wie Blei, hingen an seinen Wimpern, das Herz brach in ihm, er fühlte den Schmerz wie einen Körperlichen.

Vorwärts! Mit fliegenden Händen that er Geld in verschiedene Briefcouverts, schrieb die Adressen darauf, zuletzt für Polle eine Gabe, reich, sehr reich bemessen! „Ach, du gute Polle, du hattest mich immer lieber, als den Herrn

Lieutenant, du wirst die einzige sein, die um mich weint!" dachte er und legte alle Briefe in eine Reihe.

Nun war auch das gethan. Er sah sich noch einmal rings um in dem kleinen einfachen Zimmer. Da hing seine beiden Revolver noch an der Wand; er stieg auf einen Stuhl und nahm sie herab. "Wenn ich jetzt siele und dieser Revolver entlüde sich," dachte er und starrte mit immer heißeren Blicken die kleine blanke Waffe an.

"Auf ihr Glück siele mein Schatten!" Das entschied ihn. Er warf die Revolver oben auf in seinen Koffer, schloß ihn ab, und nun war er fertig.

Sacht ging er die Treppe hinab; es wäre ihm sehr unangenehm gewesen, jemandem zu begegnen, selbst Bolle mochte er nicht sehen.

Es kam auch niemand. Durch die Gartenthür und den Garten schlich er fort; im Vorderzimmer nach der Straße lag Ilse, und Granzow hätte ihn vielleicht sehen können.

Mit dem wilden Kampf in ihm war's jetzt vorbei; es war der Trost der Verzweiflung über ihn gekommen; er sah nicht nach rechts, noch links.

Dann stand er draußen hinter dem Garten; eine Viertelstunde später am Bahnhof; da war es gerade noch Zeit, ein Billet zu lösen.

"Wohin?" fragte der Billeteur. Er sah ihn wie geistesabwesend an. "Frankfurt oder wohin?" rief der Mann ungeduldig. "Frankfurt!"

"Wo ist denn Herr von Demmin?" fragte Bolle, als am Spätnachmittag der Major und der Amtmann allein zurückkamen von dem Mittagsmahl beim Doktor.

"Ja, ist er denn nicht hier?" fragte der Amtmann.

"Er ist sicher bei Granzow," sagte der Major, und ruhig setzten sie sich rauchend in den Garten.

Eine halbe Stunde später kam Granzow; er sah ernst, ja finster aus und bedrückt. Er bereute, Demmin allein gelassen zu haben.

"Wie geht es, Ilse?" war natürlich seine erste Frage.

"Bolle sagt: sehr gut; sie hat geschlafen. Sie wird dich wohl erwarten," war des Majors Antwort, "aber vergiß nicht, daß sie nicht sprechen soll."

Er und der Amtmann hatten sie auf des Doktors Wunsch noch immer allein gelassen.

"Ist mein Neffe mit Ihnen gekommen, Granzow?" hielt Blübrig ihn, der sonderbar unschlüssig ausah, auf.

"Nein, Herr Amtmann."

"Wo kann er denn sein?"

"Vermuthlich in seinem Zimmer."

"Sahen Sie ihn nicht? War er nicht zu Tisch?"

"Ich sah Demmin seit heute morgen nicht, und — da — sprach er von Abreise," jagte langsam der Lieutenant.

Der Amtmann fuhr, seine Augen weit aufreißend, von seinem Plaze auf. "Abreise?" rief er, und der Major wiederholte das Wort wie ein Echo.

Granzow sah verschlossen und düster darein. Er nickte nur.

Da war etwas passiert!

Blübrig lief, so schnell er konnte, die Treppe hinauf. Granzow folgte ihm und war leichenblaß, als er oben ankam.

Mit unruhigem, scheuem Blick sah er sich im ganzen Zimmer um. Dann atmete er hoch auf. Aber die Unruhe wich nicht aus seinen Zügen.

Er trat zu dem Amtmann, der schon über den Briefen stand und die Adressen las.

"Granzow! Mensch! Was ist mit meinem Jungen passiert?" schrie er auf.

Da zeigte Granzow auf einen offenen Zettel.

"Ich werde telegraphieren, wohin ich die Koffer geschickt haben will."

Ein Stein fiel beiden vom Herzen.

"Was ist denn das? Warum?" Aber die Frage hatte der Frager sich schon selbst beantwortet. Tief und ernst sahen die beiden Männer einander an; sie scheuten sich beide, ihren Gedanken Worte zu geben. Dann nickte der Amtmann: "Ich hab' es geahnt; ich hab' es kommen sehen!"

Granzow fühlte sich unaussprechlich erleichtert.

"Mir kam auf einmal eine schreckliche Angst," sagte der Amtmann und blickte scheu nach dem Plaz an der Wand, wo Demmins Revolver gehangen hatten.

"Nein, nein, das hätte er ihr nicht angethan!" berichtete er selbst sich leise, und auf einmal wurde er sich der ganzen Sachlage auch für Demmin bewußt, preßte die Hände fest zusammen und rief in bitterem Schmerz: "Und wir waren so glücklich!"

Der Abend verging den drei Männern still und traurig, als sei ihnen ein lieber Mensch gestorben.

Alle drei fühlten erst jetzt, was Demmin ihnen in der kurzen Zeit geworden.

Der Amtmann versank immer wieder in tiefes Nachdenken, als sie dann aber sich trennten, sagte er entschlossen: "Ich reife ihm nach. Ich weiß, wie ihm zu Mute ist! Er soll nicht ganz verlassen sein! Grüßen Sie Ilse! Ersparen Sie's ihr! Wozu ihr das bißchen Glück, das der Himmel gönnt, trüben? Sagen Sie ihr, ich habe eilig ins Bad reisen müssen und Ernst begleite mich; deuten Sie meiner wegen einen kleinen Gichtanfall oder dergleichen an, nur — schonen Sie unsern Liebling."

Winterstürme wichen dem Wonnemond; da gab es in Sillburg eine fröhliche Hochzeit.

Ilse und Granzow wurden ein Paar, und noch vor zwei Monaten hatten sie nicht mehr Aussicht dazu gehabt, als im vorigen Sommer.



Reichskanzler General von Caprivi.

Der neue Reichskanzler.

Nachdem Fürst Bismarck, der erste Reichskanzler des neuen Deutschen Reiches, am 20. März aus seiner amtlichen Thätigkeit geschieden ist, in welcher er zum Segen Preußens und der deutschen Nation, ja zum Heile der ganzen gesitteten Welt seit nahezu dreißig Jahren unermüdet wirkte, ist naturgemäß die Persönlichkeit des neuen Reichskanzlers, des Generals Georg Leo von Caprivi, in den Vordergrund des allgemeinen Interesses getreten. — Der neue Kanzler sieht seinem berühmten Vorgänger in der Gesichtsbildung und auch in der Gestalt etwas ähnlich; er ist ebenso groß, wie Fürst Bismarck, nur ein wenig schlanker. Namentlich erinnern der runde, spärlich behaarte Kopf mit dem weißen Schnurrbart und die unter buschigen Brauen hervorblühenden klugen Augen an den „eiserne“ Kanzler. Caprivi ist ein Charlottenburger und daselbst am 24. Februar 1831 geboren. Sein Vater, damals Kammergerichtsassessor, ward später Obertribunalsrat in Berlin; seine Mutter ist bürgerlicher Herkunft, eine geborene Köpfe. Caprivi besuchte in Berlin das Werdersche Gymnasium, das zu jener Zeit unter Leitung des Direktors Bonnell stand, deselben, der vordem auch auf die Erziehung des Fürsten Bismarck eine Zeit lang Einfluß übte. J. J. 1849 bestand er die Reifeprüfung und trat dann als Freiwilliger in das Kaiser Franz-Garde-Regiment. Nach dem Besuch der Kriegsakademie wurde er als Hauptmann in den Generalstab berufen, wo er bald zu den besten Schülern des Grafen Moltke gehörte. Im März 1883 ward der damalige Generalleutnant von Caprivi zum Chef der Admiralität ernannt. Bis zum Juni 1888 blieb er in diesem Amte, in welchem er eine große organisatorische Begabung betündete und sich besonders um die Fortentwicklung des Torpedowesens hohe Verdienste erwarb. Bald darauf erhielt er das Kommando des 10. Armecorps.

General von Caprivi, von dem man eben annahm, er werde der Nachfolger des Grafen Moltke als Generalstabschef werden, bringt seinem nunmehrigen hohen Staatsamte eine Reihe von Eigenschaften zu, die ihn in der That als ausgezeichnete Kraft im öffentlichen Dienste erscheinen lassen: hingebende Pflichttreue, strengste Zuverlässigkeit, festen Willen, umfassendes Wissen, ernste, würdevolle Zurückhaltung. Von seinem stets reservierten Wesen zeigt auch sein besonders ablehnendes Verhalten den Damen gegenüber: der neue Kanzler ist bis jetzt unvermählt. — Seine Familie entstammt einem uralten Adelsgeschlecht, das eigentlich fremden Ursprungs, doch seit beinahe zwei Jahrhunderten aufs engste mit der preussischen Heimat verwachsen ist. Das Geschlecht der Edlen von Kopriwa (= Brennessel) war im Mittelalter im ehemaligen Herzogtum Friaul ansässig. Später wandte es sich nach Oesterreich und Ungarn und erlangte dort den Adelstand mit dem Prädikat „von Reichsberg und Neßelthal“. Nach Preußen kam die Familie, die heute noch eine Neßelauke im Wappen führt, als Karl Leopold von Kopriwa sich in Schlesien ankaufte und daselbst mit einem evangelischen Fräulein von Unruh sich vermählte. Dessen Sohn Julius Leopold wandelte den Namen Kopriwa in Caprivi um, und zwar auf Grund jener Urkunden, welche den Zusammenhang seiner Familie mit dem italienischen, in Bologna heimischen Patriziergeschlecht Caprivi de Caprera de Montecuculi nachweisen. Danach hat also der neue Reichskanzler zu Geschlechtsvorfahren sowohl jenen berühmten österreichischen Feldmarschall Fürsten Raimund Montecuculi, von dem das geflügelte Wort stammt: „Zum Kriegführend sind dreierlei Dinge nötig: Geld, Geld und Geld!“ als auch den aus der Geschichte Wallensteins und der Schiller'schen Trilogie wohlbekanntesten Fürsten Octavio Piccolomini, dessen Tochter Victoria die Gattin des Bologneser Ratscherrn Nicolaus Caprera wurde. G. D.

Die schönen Zeiten!

Es klopft das Alter schon an meine Pforte, Vernehmlich mahnt der Jahre rascher Lauf, Manch fernem Tag und manch verklungne Worte Bringt die Erinnerung sonnenleich herauf. O damals blühte noch zu allen Stunden Ein holdes Glück, das unverlierbar schien, Nun schlug schon manche Sorge ihre Wunden — O sagt, wo sind die schönen Zeiten hin? Ich fragte nicht nach Gut und reichen Spenden, Nicht volle Taschen trug ich auf der Fahrt, Doch konnte mir kein Leid den Frohsinn wenden, Und keine Freude hab' ich mir gesparrt. Auch fand nach allem Mühen und Wegestaube Den Wirt ich stets, der mir gewogen schien, Und holte frischen Mut im Saft der Traube — O sagt, wo sind die schönen Zeiten hin? Mein waren auch des Sanges volle Töne, Mit denen ich manch frohen Kreis beglückt, Mit feuchten Augen hat mir manche Schöne Dafür verstoßen meine Hand gedrückt, Der Becher klang, von holden Lippen nieder Quoll lächelnd mir der süßeste Gewinn, Es war das Glück der Jugend und der Lieder — O sagt, wo sind die schönen Zeiten hin? Nun ist der Schnee mir schon aufs Haupt gestiegen, Die Jugend hat mir Lebenswohl gesagt, Schon steht, gleichwie ein schöner Regenbogen, Die Luft auf meinem Wege, halb verzagt. Noch weiß ich gern bei Freunden und Gelagen, Nicht leicht trübt sich mein frohgeselliger Sinn, Nur wenn ich einsam bin, muß ich oft fragen: O sagt, wo sind die schönen Zeiten hin? fr. Kav. Seidl.

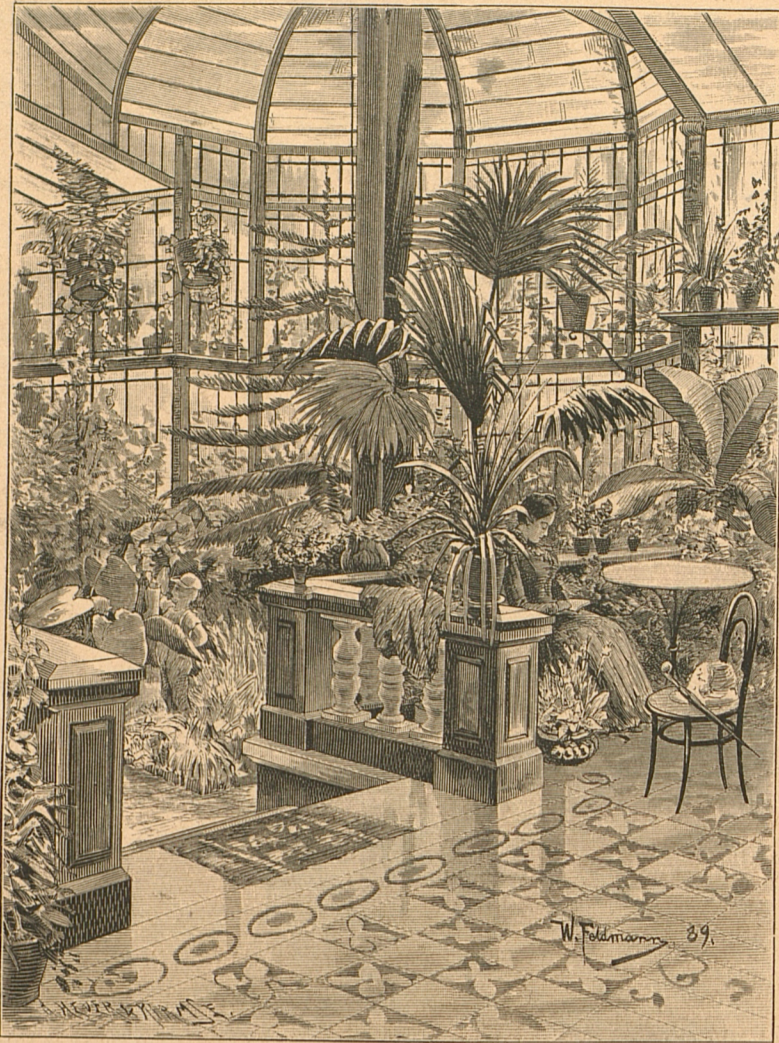
In Görbersdorf.

Nachdruck verboten.

„Sternen waren wir zur Taufe im Waldhofener Pfarrhause. Der Täufling ist ein Staatsknecht — freilich zählt er auch schon drei Monate, ist etwas „überaltert“, wie Großpapa sagte. Aber am meisten hat sich doch die ganze Verwandtschaft über unser Schmerzenskind Rätchen gefreut. Onkel Robert war zu drollig in seinem Glück! Er stellte alle drei Prachtexemplare in eine Reihe: erst Rätchen, die Mutter, dann Rätchen, die Tochter, die stramm auf ihren zweijährigen Beinchen stand, dann die Kinderfrau mit dem Baby. Und nun sah er uns alle der Reihe nach triumphierend an, rollte die Augen, nickte wiederholt energisch und — schwieg. Um die Welt hätte der gute, aber gläubige Onkel nicht gesagt, was er dachte, nämlich: „Nun betrachtet sie auch mal, diese drei — die Mutter, den Pausback, die Tochter, das Aepfelchen, und den Sohn, den Daus! — Und diese selbe rundliche kleine Pastorsfrau hier war vor ein paar Jahren angeblich hoffnungslos schwindsüchtig!“ Und es war wohl keiner unter uns, der nicht dieselben Gedanken hatte, wenn wir sie auch nicht auszusprechen wagten, aus Furcht vor dem Onkel, der das „Verufen“ nicht leiden mag.

Aber auf der langen nächtlichen Wagenfahrt nachher zogen die Bilder jener sorgenvollen Tage doch noch einmal so recht deutlich an meiner Seele vorüber.

„Rätchen ist krank!“ das war damals das Thema aller Gespräche, der Anfang aller Briefe in der Verwandtschaft; denn Rätchen war das einzige Kind, das einzige Enkelchen, die einzige Nichte. Und sie war sehr krank. Eine schwere Rippenfellentzündung hatte ihr zarter, siebzehnjähriger Körper nicht ganz überwunden; Husten blieb zurück, sie magerte immermehr ab, bisweilen hustete sie Blut — ach, sie war recht krank! Es war mitten im Winter, was thun? Nach dem Süden? Aber der war weit, kostete viel Geld. Doch das wäre wohl beschafft worden für „das Kind“, aber Onkel Robert hatte ein Bedenken. „Ihr wohnt hier oben in einem zugigen Winkel Deutschlands; die schönen russischen Steppenwinde habt ihr Posener aus erster Hand. Wenn nun das Kind zurückkommt aus Nizza, oder der Riviera, oder Madeira, oder Cannes, oder wo sonst ihr sie hinbringen wollt, und die weiche Luft dort hat die kleine Wunde



Görbersdorf: Wintergarten des Römplerschen Sanatoriums.

Brust ausgeheilt, dann geht's hier wieder von vorn an, und schlimmer als vorher! Ja, wenn wir sie dort unten lassen könnten, aber das geht doch nicht!“ Somit blieb's bei des Doktors Ausspruch: „Sobald der Frühling kommt, in ein Bad!“

Aber wie konnten wir noch vier bis fünf Monate warten, das Kind war so krank! Neue Beratungen! Da trat eines Tages Onkel Robert triumphierend ein. „Sie geht nach Görbersdorf. Punktum!“ Und er las folgendes aus seinem Notizbuch vor, nachdem er uns vorher noch mitgeteilt, daß der Sanitätsrat drüben in R. ihm all dies Material gegeben habe.

„Das heilsame Lebenselement für eine kranke Lunge ist staub- und bakterienfreie, leichte, dünne, ozonhaltige Bergluft. Die Höhenklimatherapie hat sich demgemäß in erfreulichster Weise bewährt gegenüber dem tödlichsten Feinde der Menschheit: der Schwindsucht. Um einen Platz zum Höhenkurort zu qualifizieren, genügt es freilich nicht, daß derselbe die erforderliche Menge von Metern über dem Meere liegt, vielmehr muß er die Vorzüge des Hochgebirges mit denen des Thales vereinigen, d. h. absoluten Schutz gegen die rauhen Winde und gegen die Temperaturunterschiede, die dem Gebirge eigen sind, gewähren — mit anderen Worten: nur ein Hochthal ist ein geeigneter Zufluchtsort für Lungenkranke. In einem solchen liegt denn auch der erste und berühmteste klimatische Kurort Norddeutschlands, Görbersdorf. Seehöhe 1800'. Nächste Bahnhstation Friedland. Drei Sanatorien am Ort: Römpler, Brehmer, Pückler. Ersteres empfiehlt der Sanitätsrat aus persönlicher Erfahrung auf das wärmste. Sommer und Winter geöffnet. Winterturen sind oft die glänzendsten.“ Hier hob der Onkel die Stimme und sah uns über die Brille weg bedeutungsvoll an: „Telegraphische Anmeldung vorteilhaft. Prospekt jederzeit erhältlich.“

Natürlich war nur eine Stimme in der Familie: „Das Kind muß sofort hin!“ In größter Eile wurden die Vorbereitungen getroffen; ich als unverheiratete Tante wurde zur Begleiterin und Pflegerin bestimmt, wobei der Onkel wieder einmal konstatierte, daß die alten Jungfern „der Segen des Menschengeschlechts“ seien. Inzwischen kam der Prospekt. Es fand sich, daß die Preise nicht höher waren, als in jedem andern deutschen Kurort, sodaß der Onkel den Verkauf seiner Bodenkreditaktien, die „dem Kinde“ geopfert werden sollten, vorläufig noch verschob.



Kurhaus in Görbersdorf.

Und nun ging's fort; die Reise war freilich etwas schwer für meine arme kleine Maus, aber wir kamen doch glücklich in Friedland an, von wo uns ein geschlossener Schlitten in einer Viertelstunde nach Görbersdorf brachte. Und Käthchen wurde gesund — langsam zwar, aber sie genas. Ein halbes Jahr waren wir dort. In der ersten Zeit gingen unsere Ausflüge freilich nur in die eleganten Gesellschaftsräume und den traulichen Wintergarten, aber auch das gefiel schon meiner Kleinen. Freute sie sich doch immer wieder über die prächtigen Palmen und das duftende lauschige Blumendickicht; jaß sie doch

einschließen. Vom mächtigen Rücken des Storchberges, der sich als starkes Bollwerk im Norden vorlagert, bis zum rundlichen Kegel des Buchberges, der jenseits des Freundengrundes den Kreis schließt, schoben sich die anmutig geformten Höhen vor- und nebeneinander hin, im Schmucke des dunklen Tannenwaldes gar lockend herniedergrüßend. Für den Naturfreund wäre dieses Hochlandsidyll die Perle des Waldburger Berglandes, auch ohne jede Verschönerung durch kunstfönnige Menschenhand. Aber erst diese letztere vermochte aus ihm ein Paradies zu schaffen, auch für jene, denen die Freuden des

daß der ersten Tanne das frische Blatt der Eiche, der weiße Stamm der Buche, der mannigfaltige bunte Schimmer ausländischer Baumarten sich gesellt. Hier ladet ein geschwätiger Wasserfall, der sich murmelnd in dunkelblaue Weiher ergießt, dort ein versteckter Pavillon zur Rast ein, drüben winkt die malerisch umspinnene Wandelbahn, von wo aus man die kleine gotische Kapelle mit dem schlant in den blauen Himmel ragenden Turme erblickt, hier schimmern die bunten Fenster der Liegehalle, dort grüßt die reizend in Grün gebettete Villa Elsa, hoch empor wirft die



Ernstle Lektüre. Gemälde von K. Vogl.

Photographie-Verlag der Photographischen Union in München.

gar so gern am plätschernden Wasserfall, träumend oder lesend. Und was mich von Anfang an glücklich machte, war ihr sich bessernder Appetit; freilich der Speisezettel der Anstalt bot andere Abwechslung, als wir ihn zu Haus verschaffen konnten: Täubchen und Hähnchen, Gähnen und Läubchen, das hatte sie schnell überdrüssig. Aber als wir erst hinausdrüßten — und das dauerte nicht lange — wurde es noch schöner. Ich dachte damals, dieser Park, dieser Wald, diese ganze Bergwelt könnten im Sommer auch nicht herrlicher sein, als im winterlichen Gewande. Bis der Frühling kam und der Schnee schmolz und die Bäume blühten und die Vögel sangen, da wußt ich's besser!

In der Nähe des Kurhauses hat man einen ganz freien Rundblick auf den Kranz bewaldeter Höhen, die dieses Thal

rüstigen Bergsteigens verlagert sind. Die lauschigen Waldwege mit ihrem grünen Dämmer und köstlich kräftigen Duft wurden dem Bedürfnis der Lungenkranken angepaßt, indem man sie ebnete, mit Bänken und Pavillons versah und ihnen anmutige Zickzackwindungen gab, bis das Maß der Steigung so weit verringert war, wie es der schwachen Herzthätigkeit der Schwindsüchtigen entspricht. So gelangt man in gemächlicher Wanderung empor zu freien Punkten, die über diesen gottgesegneten Erdenstiel einen Rundblick gewähren, der auch das bedrückteste Gemüt aufjauchzen und in Daseinsfreude erzittern läßt.

Und wandten wir uns dann zurück, um am Saume und im Schutze der Berge heimwärts zu wandeln, so war es, als komme der herrliche Bergwald mit uns, nur daß er sich lichtet, jaßtigem Rasengrün und buntem Blumenteppeich Platz zu machen,

Kaskade im Forellenteich ihre Strahlen, daß der feine Sprühregen fast noch die Spaziergänger neßt, die sich auf den Promenaden an der Konzerthalle ergehen, dazwischen lugen ab und zu Statuen aus dem eine prächtige Folie abgebenden Grün — wohin sich das Auge wendet, wird es erfreut und erquid. — Nun noch einen Blick nach den weinüberhangenen Balkons der Villa, von denen herab Bekannte uns zuwinken, dann geht es durch das Labyrinth der Parkwege nach Hause.

Ja, „nach Hause“! denn ein wirkliches Heim war uns dieses „Sanatorium“ geworden, und wie an eine liebe traute Heimat, voll dankbarer Nahrung denke ich daran zurück.

S. W.

Sie soll Effekt machen!

Nachdruck verboten.

Philippine Schlehborn saß in ihrem ephemer-
ranken Erker, mit einer feinen Stopfarbeit
beschäftigt.

Mit der Brille bewaffnet, konnte sie derglei-
chen noch recht gut verrichten. Die böse Welt be-
hauptete zwar, bei Tante Pinchen hielte es keine
Flickerin von Beruf aus, da ihre Feinlichkeit
geradezu unerträglich sei; die Wahrheit aber war,
daß Fräulein Schlehborn sehr unangenehme Er-
fahrungen mit gut empfohlenen Ausbesserinnen
gemacht hatte. Wer zur peinlichen Ordnung er-
zogen und gewöhnt ist, auch jede weibliche Hand-
arbeit in demselben Sinne vorzunehmen, der ver-
trägt sich freilich mit lieberlich Arbeitenden schlecht
und besorgt schließlich seine Sache lieber selbst.
Ist es denn auch eine Zeiterparnis, wenn man
eine gewissenlos zusammengeschuberte Arbeit
wieder austrennen und schließlich selber machen
muß?

Und deshalb saß nun eben Tante Pine mit
der goldenen Brille in ihrem Erker und stopfte.

Da pochte es an die Thür.

„Herein!“ rief Pinchen, ohne auch nur eine Sekunde von
ihrer Arbeit aufzusehen.

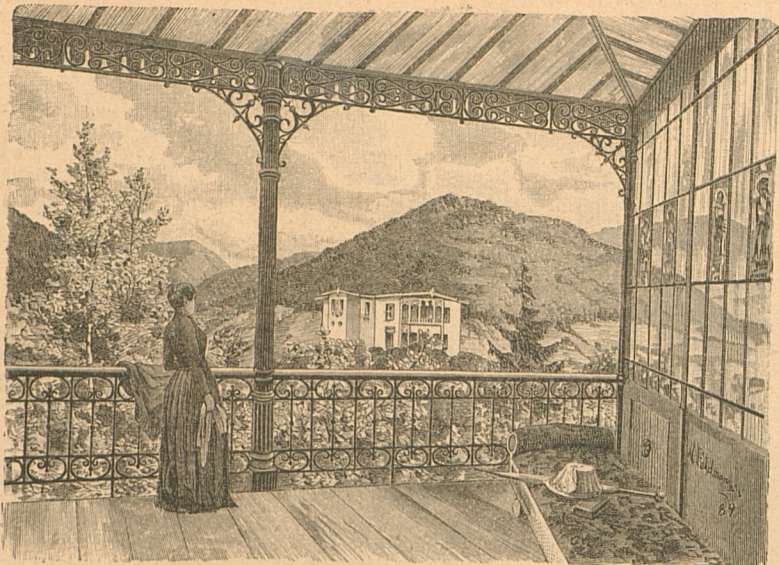
Tante Pinchens nettes Dienstmädchen näherte sich dem Erker:

„Frau Käthin Bernauer lassen sich melden.“

„Sehr —“ Das „angenehm“ blieb dem aufrichtigen
Fräulein in der Kehle stecken.

„Ich lasse bitten.“

Wenige Sekunden später tänzelte eine reichgeschmückte Dame
in den Vierzigen durch die Erkerstube, gerade auf Tante Pine
zu, der sie entgegenrief: „Ah, bon jour, bon jour, Fräulein
Schlehborn. Immer so fleißig! Haben's doch gar nicht nötig!



Görbersdorf: Blick auf Villa Eska.

des dilettantischen Klavierspiels noch um „ein Unglückswurm“
vermehrt werde.“

Die Frau Rat lag zurückgelehnt im Sessel. Sie sah blaß
und ermüdet aus und zwinkerte nervös mit den Augenlidern.
Eine „pöbelhafte Ausdrucksweise“ war etwas, das sie besonders
angriff. Sie wollte ihr Flacon aus der Tasche ziehen, konnte
aber die in einem „genial“ erdachten Faltenversteck tief ver-
borgene Tasche nicht finden. Tante Pine bemerkte diesen
Triumph der modernen Unnatur mit böshafter Freude.

„Sie würden auch bessere Nerven haben, gute Frau
Bernauer,“ sagte sie dann, „wenn Sie Ihre Melanie nicht so

herauszukommen.

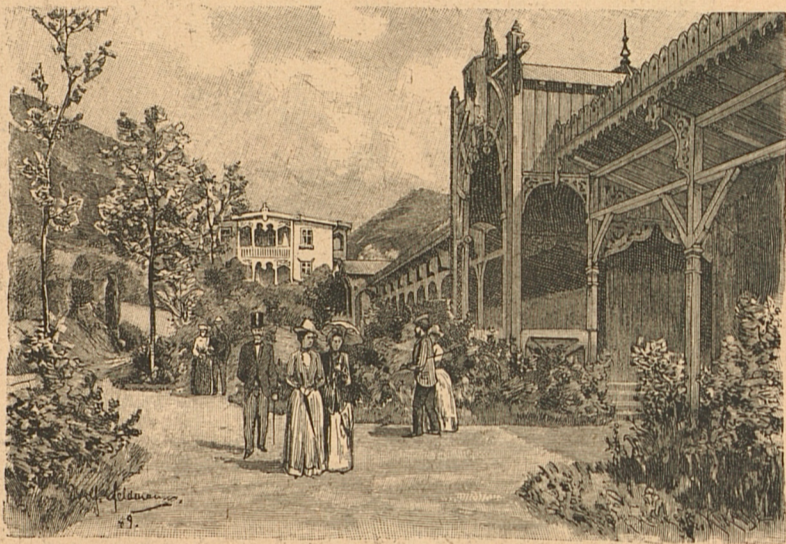
Und Tante Pinchen?

Nun, Tante Pinchen war froh, als die ihr unsympathische
Frau weg war. Sie saß wieder gemüthlich im Erker und
stopfte. Dabei murmelte sie manchmal: „Armes, armes Ding!
Arme Melanie — dir wird die Sommerfrische herzlich wenig
nützen!“

Marie Schramm-Macdonald.



Görbersdorf: Wandelbahn und Kapelle.



Görbersdorf: Vor der Konzerthalle.

Da kann sich manche ein Beispiel nehmen. Ich z. B., bei
meinen Nerven! Ach, ich sage Ihnen, ich vertrage das Sitzen
nicht. Mir kann niemand einen Vorwurf daraus machen,
wenn ich nicht steife und stopfe und schneidere, mon Dieu,
es ist eben nicht jedermanns Sache und —“

Tante Pinchen hatte einen ersten Blick auf die Sprecherin
geworfen, unter dem sich diese äußerst unbehaglich fühlte und
verstummt.

„Diese alte Jungfer ist doch eine unausstehliche Person!“
dachte die Frau Rat, lächelte aber süß und ließ sich auf den
Tante Pinchens Platz gegenüber befindlichen Sessel nieder.

„Sie sind auch in einer glücklicheren Lage als ich,“ sagte
Fräulein Schlehborn. „Wer eine heranwachsende Tochter be-
sitzt, die im Haushalt die Stelle der ersten Beamtin zeitweilig
vertreten kann, alles und jedes mit verständigem Auge über-
wachend, der kann sich schon einmal Ferien gönnen. Soviel
ich weiß, ist Ihre Melanie sehr für häusliche Beschäftigungen
eingekommen.“

„Leider, leider, möchte ich fast sagen, Fräulein Schlehborn.
Sie vernachlässigt über die dem Steckenpferd oftmals sogar ihr
Klavierpiel, und gerade das sollte sie allem andern voran-
gehen lassen.“

„Warum, Frau Rat?“

„Einfach darum, weil Melanie gar kein Talent hat und
nach Anspruch des Lehrers nur durch angestrengtes Ueben
— mindestens drei bis vier Stunden jeden Tag — es bis zu
einer gewissen Fertigkeit bringen kann.“

„So nehmen Sie Melanie gleich von diesem Lehrer weg,
Frau Bernauer!“ sagte Philippine laut und streng und legte
ihre Arbeit mit einer energischen Handbewegung in den neben
ihre stehenden Arbeitskorb.

„Warum?“ Die Frau Rat sah aus, wie die höchste Ver-
wunderung in Person.

„Weil er ein gewissenloser, geldschneiderischer Mensch ist.“
Tante Pine war nie um oft selbstfabrizierte bezeichnende Aus-
drücke verlegen.

„Aber ich bitte Sie, chère amie, der Professor —“

„Ach was Professor! Professor der Musik! Professor der
Unvernunft sollte er heißen. Ja, ja, sehen Sie mich nur an;
ich meine genau, was ich sage. Wenn ein Lehrer die Ueber-
zeugung gewonnen hat, daß der ihm anvertraute Schüler
keine Begabung besitzt, so ist es seine — Tante Pine ver-
schluckte hier ein derbes Wort — „Pflicht und Schuldigkeit,
bist den Eltern aufrichtig zu sagen, vor allem auch, sich
nicht dazu herzugeben, daß die Zahl der unglücklichen Opfer

viel frommeln ließen. Und das Kind selbst! Wie hohlkugelig,
wie bleichwangig ist es in der letzten Zeit geworden! Melanie
ist entschieden blutarm. Sehen Sie denn das gar nicht?“

„Aber ich bitte Sie,“ antwortete die Käthin beleidigt,
„einem Mutterauge wird doch nicht entgehen, was Fremde be-
merken! Es ist sogar bereits an Abhilfe des Uebels gedacht
worden,“ fügte sie triumphierend hinzu. „Wir ziehen den
Sommer über aufs Land. Melanie wird jede freie Stunde,
die ihr bleibt, im herrlichsten Tannenwalde zubringen. Den
ganzen Nachmittag kann sie sich dem köstlichsten dolce far
 niente in der Hängematte hingeben und —“

„Warum liegt sie denn nicht schon vormittags in der
Hängematte?“ fragte Pinchen in dem Tone eines Untersuchungs-
richters.

„Vormittags? Nun weil sie ja doch —“

Tante Pine stand plötzlich von ihrem Stuhle auf, trat zu
der Käthin hin und tippte dieselbe mit ihrem dünnen Zeige-
fingerchen mitten auf die Brust, als wollte sie sie erstechen.

„Sie brauchen Ihren Satz nicht zu vollenden — ich weiß
alles. Der Klavierlehrer hier nebenan hat den Klimperkasten
schon verladen, mit dem Ihre bleichsüchtige Tochter selbst in
der Sommerfrische gemartert werden soll. Und wozu, ich frage
Sie, wozu? Melanie wird es bei allem Fleiße nie zu etwas
Hervorragendem bringen —“

„Aber, Fräulein Schlehborn, der gute Ton verlangt doch,
daß ein junges Mädchen —“

„Ach, geht mir doch mit eurem guten Ton, der so oft die
größte Disharmonie von der Welt ist. Der beste Ton ist eine
in jeder Beziehung vernünftige, menschenwürdige Lebensweise.
Melanie hat genug Musikverstand, um an den herrlichen Ton-
schöpfungen genialer Meister nicht urteilslos vorüberzugehen.
Sie spielt mit innigem Vortrag ein Mendelssohnsches Lied
ohne Worte und ähnliche, scheinbar einfache, und doch so be-
deutende Sachen; sie vermag ihre Freundinnen zum Gesang
zu begleiten, wenn die Begleitung nicht gerade ein Konzertstück
ist — das ist genug fürs Haus, für sie selbst und einst für
Mann und Kind! Musik studieren sollen nur ganz gesunde,
musikalisch sehr begabte Menschen.“

„Aber Fräulein,“ die elegante Frau suchte noch krampf-
hafter, aber ebenso erfolglos, wie das erste Mal, ihr Niech-
flächchen, „das bißchen, was Melanie bis jetzt vom Klavier-
spiel kann, macht doch gar keinen Effekt; was soll sie denn
damit in der Gesellschaft?“

Jetzt wurde Philippine Schlehborn ernstlich böse.
„Effekt? Ja, das ist es, woraufhin ihr eure armen
Kinder erzieht, ihr modernen Mütter! Dem Musikgötzen, dem

Im fünften Stock.

Von Julius Weil.

Nachdruck verboten.

Die schmale Treppe, welche in den fünften Stock hinauf-
führte, knarrte unter den Tritten eines Mannes, der lang-
sam die Stufen emporstieg. Er sah blaß aus und machte
den Eindruck eines Kranken. Als er oben angelangt war, drang
von der gegenüberliegenden Thür her der summende Gesang
einer weiblichen Stimme an sein Ohr. Er horchte auf und
näherete sich dann der Thür, blieb aber minutenlang stumpf-
sinnig davor stehen, bis sie leise geöffnet ward und eine jugend-
liche Frau auf der Schwelle erschien.

Sie mußte seinen Schritt gehört haben; denn ohne zu
sprechen, faßte sie nach seinem Arm und zog ihn, während sie
mit aufgehobenem Finger auf einen in einer Wiege schlum-
mernden Säugling deutete, in das Innere des kleinen Zimmers.
Ihre Blicke waren mit ängstlicher Frage auf ihn gerichtet, aber
er sah sie nicht an, sondern schritt auf den Behen zum Fenster,
setzte sich dort nieder und starrte, den Kopf in die Hand ge-
stützt, in den engen Hof hinaus.

Draußen gab es nichts zu sehen, was ein betrübtes Ge-
müt aufheitert hätte. Himmelhohe Hinterhäuser schlossen einen
schlechtgepflasterten Platz ein und verwehrten der Luft und dem
Lichte hartnäckig den Zugang. Unzählige Fenster gingen in
diesem, einem riesigen Schloße ähnlichen Raum, nur einige hatten
reguläre Vorhänge, die meisten wurden erst zur Nachtzeit durch
aufgesteckte Lächer gegen neugierige Blicke verwahrt. Bei Tage
ging es ziemlich lebhaft zu von Fenster zu Fenster. Frauen
und Mädchen aus den verschiedenen Stockwerken tauschten hier
ihre Neuigkeiten aus, und oft flogen hinauf und herunter, hin-
über und herüber wenig erbauliche Schimpfsreden. Auch jetzt
war ein heftiges Rededuell zwischen zwei Frauen im Gange,
die, selbst auf die Gefahr hin, hinabzustürzen, sich aus den
Fenstern lehnten, nur, um sich ihre Injurien direkt in die zorn-
sprühenden Gesichter schleudern zu können.

Aber der Mann im fünften Stock sah und hörte davon
nichts, obwohl sein Auge scheinbar auf die keifenden Weiber
gerichtet und ihr Gezeier laut genug war, um bis zu ihm
heraufzubringen. Er sah und hörte nichts, er dachte nur
daran, was nun aus ihm und der Frau und dem Kinde werden
sollte. Acht volle Wochen war er jetzt ohne Arbeit, und Tag
aus Tag ein kam er wie heute in seine Wohnung zurück, ohne
einen Verdienst gefunden zu haben. Er war Lithograph. Seit
Jahren in einem großen Etablissement beschäftigt, hatte er sich
eines Tages in einem unbegreiflichen Anfall von Jähzorn
arg gegen seinen Prinzipal vergangen, sodaß er auf der Stelle

entlassen wurde. Im ersten Augenblicke machte er sich nichts daraus; ein Arbeiter wie er, so routiniert und gewissenhaft, mußte doch mit Leichtigkeit eine neue Stelle finden. Aber er täuschte sich. Wo er auch anfragte, überall erhielt er einen kurz ablehnenden Bescheid: die Geschäfte gingen schlecht und Arbeitskräfte wären schon mehr als genug vorhanden. Auch nicht einmal für eine vorübergehende Beschäftigung fand sich ein offener Platz. Es kam ihm vor, als hätten sich alle Meister gegen ihn verschworen. Oder gab es für einen Mann, der sein Handwerk verstand und arbeiten wollte, wirklich kein Fortkommen mehr in der Riesenstadt? Immer von neuem machte er seine Rundgänge, immer beschneiderer stellte er seine Forderungen — umsonst. Niemand wollte ihn.

Was nun? Sein Erpartes war völlig draufgegangen; alles, was sich irgendwie verwerten ließ, lag auf dem Leihamt. Sollten sie also elendiglich Hungers sterben oder betteln gehen müssen? War es da nicht besser, durch eine Schredensthat Weib und Kind vor dem grausamsten Schicksal zu bewahren? ... Er schauerte, ein qualvolles Stöhnen entrang sich seiner Brust. Da legte sich eine Hand auf seine Schulter, und eine flüsternde Stimme fragte: „Du hast wieder nichts gefunden, Fritz?“

Er antwortete nicht. „Was sollen wir nun beginnen, Fritz?“ fuhr die Sprechende fort. „Es will niemand mehr etwas borgen, und das Kind —“ Sie stockte; denn ein eigentümlich wilder Blick des Mannes begegnete dem ihrigen. „Es bleibt nichts übrig,“ sagte er heiser, indem er sich schnell von seinem Stuhle erhob. „Gib das Spartassenbuch her, ich will's einlösen.“

„Fritz!“ rief sie heftig erschrocken und trat von ihm zurück. „Es bleibt nichts übrig,“ wiederholte er. „Gib's her!“ Sie sah ihn mit großen angstvollen Augen an, und ihre Stimme bebte, als sie immer noch leise erwiderte: „Um Gotteswillen, Fritz, thut's nicht! Es gehört nicht uns! Es ist Mündelvermögen, das sie dir anvertraut haben, und wenn du's angreiffst, so —“

„Bin ich ein Dieb!“ ergänzte er höhnisch auflachend. „Immer zu! Wenn mich einer überfällt, so schlag' ich ihn nieder, und wenn sie mich zehnmal Mörder nennen! Und wenn ich Weib und Kind hungern seh', dann greif' ich zu, und dann will ich mich ruhig einen Dieb heißen lassen! Gib her das Buch!“

„Erbarm' dich, Fritz!“ flehte die Frau, aber der Mann trat auf sie zu und rief wutentsetzt:

„Mach' mich nicht toll, Marie! Willst du oder nicht?“ In diesem Augenblicke erwachte das Kind in der Wiege und fing zu schreien an. Die Frau eilte zu ihm hin, und während sie, um es zu beruhigen, die Wiege in Bewegung setzte, wandte sie sich dem im Zimmer Stehenden zu und sagte nach einer Weile: „Du weißt nicht, was du thust, Fritz! Bis zur Stunde sind wir ehrliche Leute geblieben, sollen wir jetzt zu Verbrechern werden? Lieber sterben, als fremdes Eigentum antasten, armen Waisen das Geld wegnehmen!“

Eine jähe Röte überzog bei diesen Worten das abgehärmte, fahle Gesicht des Mannes. Seine Hände ballten sich zusammen, und ein feindlicher Blick aus seinen unheimlich funkelnden Augen traf die Erzitternde.

„Jetzt hab' ich's satt!“ knirschte er. „Jetzt hörst du auf und giebst mir das Buch her — oder bei Gott!“

Sie erhob abwehrend ihre Hände gegen ihn, als fürchtete sie, er würde auf sie losstürzen und rief in tiefster Seelenangst: „Fritz! Fritz! Thut's mir zuliebe! Thut's unserm unschuldigen Kinde zuliebe und rühre das Geld nicht an! Es ist unser Verberben!“

„Ich will es nicht behalten!“ schrie er aus voller Kehle, wie um sein eigenes Gewissen zu überschreien. „Ich will es nicht behalten! Ich zahl' es wieder ein, wenn ich Arbeit gefunden habe!“

„Dann ist es zu spät, dann kannst du's nicht wieder rückgängig machen!“

Seine Züge verzerrten sich vor Wut. Mit zwei großen Schritten war er auf sie zugesprungen und packte sie an den Schultern.

„Weib! Mach' mich nicht wahnsinnig! Das Buch, sage ich! Das Buch!“

„Und wenn du mich todschlägst, ich geb' es nicht!“ „Verdammt!“ brüllte er und holte mit der Faust zum Schläge gegen sie aus.

Mit den Händen das Gesicht schützend, wich sie dem Schläge aus. Aber durch den heftigen Anprall ihres Körpers riß sie die Wiege um, daß das Kind jammervoll aufschreiend auf die Diele fiel.

Wie vom Schreck gelähmt, blieb der Mann stehen. Der drohend erhobene Arm sank langsam herab, und dann überfiel ihn ein Zittern, daß er sich kaum zum Fenster tasten konnte, wo er völlig gebrochen auf den Stuhl niederglitt. Die Frau hatte sich über das winnmernde Kind geworfen, es von der Erde aufgenommen und lieblosend an ihre Brust geborgen, wo es sicher ruhen mochte. Dann stand sie auf, richtete die Wiege empor, bettete das Kind sorglich hinein und lullte es mit leisem, thränenersüßtem Gesang von neuem in den Schlaf. Nach einiger Zeit war es entschlummert, und eine schwüle, bedrückende Stille herrschte minutenlang in dem Zimmer.

Wählisch ließ sich die Stimme der Frau vernehmen. Sie war einen Schritt auf den Mann zugezogen und sagte laut: „Fritz, das war das erste Mal, daß du nach mir geschlagen hast. Thut es dir nicht leid, Fritz?“

Er hatte sich wieder aufgerichtet und lehnte, während sie das sagte, mit dem Kopf gegen das Fensterkreuz. Jetzt drehte er sich um, und bei seinem Anblick stand ihr das Herz still vor Entsetzen. Aus seinen Augen sprach wilde Verzweiflung — nein, nicht Verzweiflung, Wahnsinn war es, was aus diesen glühenden, tief in den Höhlen liegenden Augen sprach! Er starrte sie an, als erkenne er sie nicht. Dann ging er langsam von seinem Plazze weg nach der Thür hin. „Fritz!“ schrie die Frau auf und schlang ihre Arme um seinen Hals. ...

Da ließen sich auf der Treppe flinke Schritte hören; im nächsten Augenblicke wurde leise an die Thür geklopft, und ein halbwüchsiger Burche betrat, die Mütze in der Hand, schüchtern das Zimmer.

Als der Mann seiner ansichtig wurde, erbläute er und wollte hinausstürzen, aber die Frau hielt ihn mit aller Kraft an der Hand fest und sagte, so ruhig sie vermochte, zu dem Ankömmling: „Was bringst du, Richard?“

„Unser Herr schießt mich,“ sagte der Junge. „Ich sollte fragen, ob der Herr Vormund schon eine Stelle hätte; sonst möchte er gleich hinkommen, der Werkführer ist auf der Treppe ausgeglitten und hat sich Schaden gethan. Der Vormund kann die Stelle gleich bekommen.“

Warum antwortete ihm denn niemand? Was war hier passiert?

Mit weit aufgerissenen Augen hatte der Mann den Worten des Knaben gelauscht, dann war er auf ihn zugegangen, aber nach dem ersten Schritt hatte er geschwankt und wäre zu Boden gefallen, wenn ihn die Frau nicht aufgehalten hätte.

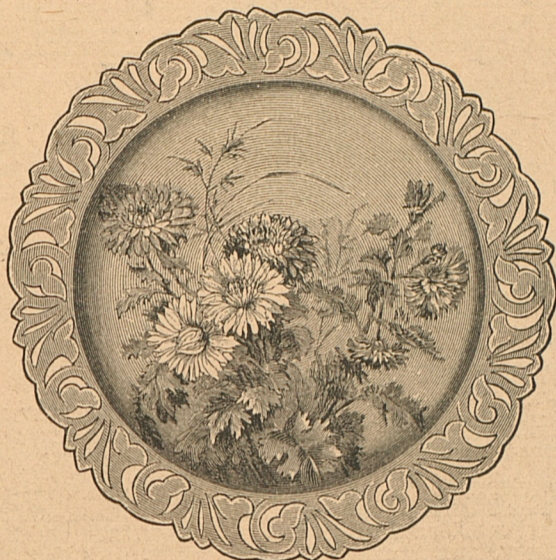
Nun saß er auf einem Stuhle, die Hände vor das Gesicht geschlagen, und seine Brust hob und senkte sich in krampfhaften Atemzügen. Die Frau aber hielt ihn fest umschlungen; den Kopf an seine Schulter gelehnt, weinte sie heiße Thränen der Erlösung.

Porzellanmalerei.

Nachdruck verboten.

Für Dilettanten, welche einige Mühe auf saubere Ausführung wenden wollen, ist Porzellanmalerei eine leicht ausführbare und erfreuliche Arbeit. Der geringe Verbrauch der nicht dem Verberben ausgesetzten Farben, die Leichtigkeit, mit der sich gemalte Porzellane nach dem Trockenwerden verpacken lassen, um dem Ofen des Brenners überliefert zu werden, ermöglichen selbst dem weniger Bemittelten und von den Städten Entfernten, sich hübschen Schmuck für das Heim anzufertigen.

Man benützt am besten Porzellanfarben in Pulverform der sächsischen Fabrik Müller u. Hennig, ergänzt durch einige französische feuchte in Tuben von Lacroix, welche, wie z. B. Rubinpurpur, besonders schön und leuchtfräftig sind. Not-



1. Kucheneller.



2. Tasse und Unterschale.



3. Kanne.

wendige Utensilien sind ferner: ein Spachtel von Stahl oder Horn, eine Porzellanpalette mit Vertiefungen und Deckel, eine Glasplatte zum Reinigen der Farben, verschiedene mittelstarke und feine gute Pinsel, gereinigtes bestes Terpentin-, Nessel- und Dicksöl. Letzteres, selbst bereitet durch Verdampfen eines Liters Terpentin in flachem Gefäß an warmem (nicht heißem) Orte, ist besser als das im Handel vorkommende und erleichtert wesentlich das Zustandekommen einer staubfreien, leicht trocknenden Malerei.

Da die Porzellanfarben nach dem Brande, durch welchen sie mit dem Material verschmolzen werden, zum größten Teil einen von ihrer vorherigen Färbung verschiedenen Ton erhalten, thut der Anfänger gut, sich vor Beginn seiner Malversuche eine Scala sämtlicher Farben anzulegen, durch die er (nach ihrem Brande) in der Anwendung der passenden Töne unterstützt wird. Man beginne folgendermaßen: nachdem die Farben unter Hinzugabe von einigen Tropfen Dick-, halb soviel Nesselöl und ganz wenig Terpentin recht weich und fein vermittels des Spachtels verrieben sind, streicht man auf einem, zuvor in gleiche Felder eingeteilten flachen Porzellanteller dieselben in der Weise hin, daß sie an der einen Seite des Felbes ganz dick aufgesetzt wird und nach der andern zu allmählich in einen zarten Ton ausklingt; hierdurch wird die Malerin in den Stand gesetzt, ganz genau die Wirkung der aufgetragenen Farbe zu beurteilen.

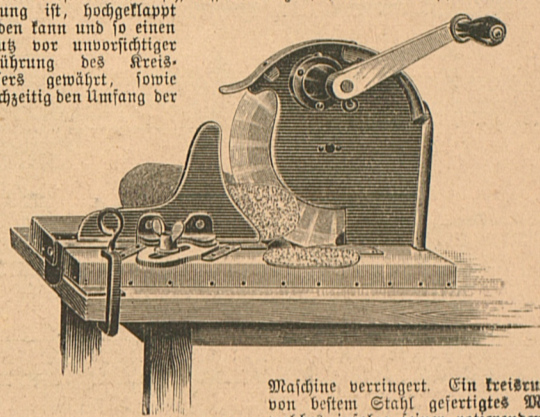
Wir bringen in Abbildung 1—3 ein Kaffeefervice: Kucheneller, Kanne und Tasse, von nach der Natur gemaltem Chrysanthemum in Weiß und Rot; zu Sahnetopf und Zuckerdose können die kleinen Bouquets der Tasse, wie des Deckels der Kaffeekanne gleichfalls Verwendung finden. Die Zeichnung wird in leichten Umrissen auf den zuvor mit Terpentin eingeriebenen Gegenstand mit Blei aufgetragen; wünscht man durchzubauen, so ist das Einreiben unnötig. Man setze nun die Dunkelheiten der roten Blumen kräftig in Rubinpurpur ein, nach den Lichtseiten eine ganz leichte Färbung von Rosenpurpur gebend, während alles Zurückgehende durch Hineinmischen von etwas Grün in den Rubinpurpur einen leichten

grauen Schatten erhält. In gleicher Weise behandelt man die weißen Blumen mit Blumengrün, in welches für die Mitte der Blüte Gelb gemischt wird. Sorgfältig müssen die Lichtstellen ausgespart, die Schatten nur ganz leicht getönt und hier und da im höchsten Licht Blauweiß, sehr dick angerieben, aufgesetzt werden. Für die tiefste Dunkelheit des Laubes nimmt man mit Vorsicht Schwarzgrün, in Dunkelgrün gemischt, zugleich in die noch feuchte Farbe die helleren Stellen in Oliv- und Gelbgrün anlegend. Die Lichtseiten der Blätter werden leicht mit hellem Blaugrün getönt, in welches man gelbliches und stellenweise oliv und dunkles Grün einsetzt. Dunkelgrün erhält einen schönen Ton durch Mischen mit Oliv, Gelbbraun und ganz wenig Purpur. Die Gräser werden in Kastanienbraun leicht gezeichnet. Nachdem man die Malerei an möglichst vor Staub geschütztem Orte, am besten in heißer Dampfröhre, getrocknet hat, werden die Dunkelheiten vertieft, Blätter und Blumen durch gezeichnete Farbzeichnung ausdrucksvoller gemacht und dem Grunde des Tellers durch Silbergrün, das nach oben hin ausklingt, ein zarter Schattenton verliehen. Die Schmetterlinge in Sepia, mit Zeichnung in Kastanienbraun. Es empfiehlt sich die Farbe ziemlich flüssig anzureiben und mit Vermeidung alles Strichelns leicht und flott zu behandeln; zu dickes Aufsetzen ist zu vermeiden und stellenweises Uebermalen nach dem ersten Brande vorzuziehen, worauf ein zweites erfolgen kann. Das Anbringen von Goldverzierungen überläßt der Dilettant besser dem Porzellanmaler, welcher das Brennen übernimmt. Zum Bemalen liefern gute Porzellane ein bei weitem erfreulicherer Ergebnis als mittelmäßige. N. Br.

(Vorzzeichnungen zu Abb. 1—3 in natürlicher Größe [Bausen] liefert Frau A. Bruckmann, Berlin W., Steglitzerstr. 4, von welcher ohne Anleitung und Unterricht in allen Arten der praktischen Malerei erteilt wird. Die Red.)

Wirtschaftsplaudereien.

Neue patentierte Brotschneidemaschine mit Kreismesser. Gestalt und Konstruktion der Maschine sind wesentlich von allen bisherigen derartigen Apparaten unterschieden. Dieselbe besteht aus einem für beliebig starke Schnitte verstellbaren Tisch, dessen eine Hälfte, wenn der Apparat außer Benutzung ist, hochgeklappt werden kann und so einen Schutz vor unvorsichtiger Verührung des Kreismessers gewährt, sowie gleichzeitig den Umfang der



Maschine verringert. Ein Kreismesser, von bestem Stahl gefertigtes Messer, welches infolge seiner volleren Bewegung selbst das weiche Brot leicht schneidet, trägt zum schnellen mühelosen Arbeiten wesentlich bei, während der bei älteren Maschinen oft gerügte Uebelstand, daß weiches Brot, wenn das Messer nicht mehr ganz scharf war, beim Hinderüberdrehen desselben gepreßt und zerrissen wurde, bei der neuen patentierten Brotschneidemaschine fortfällt. Die Handhabung der neuen Brotschneidemaschine ist sehr einfach und für jedermann leicht verständlich. Nachdem der Apparat mittelst einer Klammer am Tische befestigt und die Stärke der Schnitte durch die Stellvorrichtung bestimmt worden, führt man das Brot einfach auf der Platte entlang, indem man gleichzeitig die Kurbel dreht, und stellt auf diese Weise ohne Anstrengung eine große Anzahl von Schnitten her. Auch zum Schneiden von Würst. Schinken und dergl. ist die Maschine geeignet. Dieselbe besitzt eine Länge von ca. 40 Cent. und eine Breite von 31 Cent., das Messer ist ca. 21 Cent. hoch; der Preis der Maschine beträgt 30 Mark.

Bezugsquelle: Magazin des Königl. Hoflieferanten C. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstraße 88

Schach.

Aufgabe Nr. 264.

Von Sealey. Schwarz.

a b c d e f g h

8									
7									
6									
5									
4									
3									
2									
1									
	a	b	c	d	e	f	g	h	

Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 262 Seite 120.

Weiß. 1. D a 3 - f 8.

Schwarz. 1. K e 4 - f 3.

Weiß. 2. K f 6 - e 5 matt.

A. Weiß. 1.

Schwarz. 1. Beliebige anders.

Weiß. 2 D f 8 - a 8 ober L f 1 - g 2 matt.

Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 116.

Dem empfehlenswerten, von S. Tromholt verfaßten Werkchen: „Streichholzspiele.“ Denkport und Kurzweil. (Verlag von Otto Spamer in Leipzig. Zweite Auflage, 1889) entnehmen wir folgende Aufgabe:

Der Spiegel Karls des Großen.

Dieser Kaiser besaß einen prachtvollen Spiegel, dessen Rahmen mit Diamanten besetzt war. Auf jeder Seite zählte man 12 Diamanten.

Ein Diener sollte einmal den Spiegel putzen und stahl bei dieser Gelegenheit 4 Diamanten. Dennoch zählte man nach wie vor auf jeder Seite des Rahmens 12 Diamanten.

Wie machte es der Diener?

Ein Frühlings-Sträußchen.

Capotte.

Georg Lange.

Anmutig und zart zu spielen.

Korrespondenz.

Anonyme Anfragen aus Abonnementkreisen finden keine Beachtung. Jede Anfrage muß die vollständige Postadresse des Fragestellers und die Angabe, wo der Fragesteller auf den „Bazar“ abonniert ist, enthalten.

Haushalt und Küche. **L. W. in B.** Will man sich den zarten und doch wieder pikanten Geschmack eines Matjes-Heringes auch zu einer Zeit verschaffen, in welcher es keine Matjes-Heringe giebt — und diese Zeit ist bekanntlich nicht von kurzer Dauer — so verfähre man folgendermaßen: 6 Sardellen werden sauber gewaschen und durch Aufreißen von den Gräten befreit, dann entfernt man von einer Sardine (à l'huile) Gräten und Schuppen, bringt einen Theelöffel voll Öl aus der Sardinenbüchse und etwa einen Eßlöffel voll feinsten Provencerbals, sowie ungefähr 12 Kapern hinzu, schneidet und mischt alles gehörig fein untereinander und bestreicht damit dünnere Semmelschnitten. — Sardinen in Öl lassen sich auch zu einem höchst wohlschmeckenden Frühstücksalat verwenden: eine gewaschene Sardelle, eine Sardine, beide von Gräten befreit, ein Eßlöffel voll russischen Kaviars, ein Stück Cerebatawürst von der Größe und Dicke eines Fünfmarsstücks, 6 Kapern und 3 eingelegte Oliven werden zu diesem Zwecke fein geschnitten mit etwas Öl aus der Sardinenbüchse gut durcheinander gemischt und wie der Matjes auf Semmelschnitten gestrichen.

Kosmetik und Gesundheitspflege. **L. W. in R.** Es ist eine ganze Reihe von Mitteln gegen Sommerprossen empfohlen worden, ohne daß man sagen kann, es sei eines dieser Mittel das beste — bei dem einen hilft dies, bei einem anderen ein anderes, bei dem dritten keines. Den besten auf genießt eine Lösung des giftigen Quecksilbersublimates, die indes nicht ohne Zustimmung des Arztes gebraucht werden sollte! Ein französisches Mittel besteht aus einem Gemisch von 4 Teilen Salmiak, 5 Teilen Salzsäure, 30 Teilen Glycerin, 5 Teilen Benzoeöl, 45 Teilen Rosenwasser; mit der Mischung sollen die Sommerprossen morgens und abends eingepinselt werden. — Auch flüchtige Karbolsäure, mit der die einzelnen Sommerprossen betupft werden sollen, ist hierfür empfohlen worden. — Vor Jahren wurde das Betupfen mit Citronensaft als wirksames Mittel empfohlen, und so noch hundert andere. — Außer dem oben erwähnten Quecksilbersublimat gilt noch das Quecksilberpräzipitat (Hydrargyrum ammon. muriat.) als besonders wirksam bei Sommerprossen. Das Rezept zu einer Salbe mit diesem Mittel lautet: 3,75 Gramm Quecksilberpräzipitat, 3,5 Gramm Bismutnitrat (Bismuthum nitricum), 30 Gramm Glycerinöl. Mit dieser Salbe werden die Sommerprossen an jedem zweiten Abend bestrichen. Für sie gilt, was wir vom Quecksilbersublimat gesagt, d. h. sie darf nur auf Verordnung des Arztes verwendet werden! — Endlich sei noch erwähnt, daß kürzlich von Amerika aus zur Entfernung von Sommerprossen Waschungen mit einer Mischung gleicher Teile von Milchsäure und Glycerin empfohlen worden sind.

F. B. in L. Sie finden die gewünschte Belehrung in der Schrift „Kunns“ (Milchwein) als Heilmittel etc., sowie seine Zubereitung nach einer eigenen Methode von Franz Goldmann, Direktor der Kunns-Kuranstalt in Bremen (Geislers Verlag, Berlin-Neuweg 1889).

Fr. L. Zur Verhütung des Entstehens der sogenannten Nienägel ist eine sorgfältige Nagelpflege erforderlich, besonders tägliches Zurückschneiden des am Grunde des Nagels gelegenen Nagelsaltzrandes und die sorgfältige Entfernung der etwa an den Seiten schon abgelösten Hautstücke mittelst einer

kleinen scharfen Schere. Die kleinen Risse und Wunden, welche leicht zu Geschwüren und Entzündungen ausarten, da die Fingerspitzen vielfach mit Staub etc. in Berührung und damit Bakterien in die Wunden kommen, müssen zur rascheren Heilung mit Karbolwasser betupft werden.

D. G. Das gegen Schnupfen verwendete sogenannte Mentholin-Schnupfpulver ist kein eigentliches Geheimmittel, da die wesentlichen Bestandteile desselben bekannt sind. Beispielsweise lautet eine Vorschrift zu demselben: 1 Teil Menthol, 1 Teil Boräure, 98 Teile gepulverten gebrannten Kaffee. Menthol ist der feste Anteil des Pfefferminzöles, aus dem auch die unverfälschten sogenannten Migränestifte bestehen. Das Mentholin-Schnupfpulver ist als ein wirksames, unschädliches Hausmittel zu bezeichnen.

Pariferin. Die nach eingesehenem Rezept bereitete Goldcream ist unschädlich für die Haut.

N. A. Spezialist für Ohren-, Nasen- und Halskrankheiten bei Stropholosen Kindern ist z. B. Dr. Löwe, Berlin NW., Karlsstraße 32.

Antonie v. G. Uns ist das fragliche Geheimmittel zwar nicht bekannt, aber es ist natürlich unmöglich, durch Bonbons oder ähnliches Konfekt erfolgreich Magerkeit durch Fülle zu erlangen. Wir können Ihnen daher nur abraten, jener verlockenden Anpreisung zu folgen; das Geld wäre weggeworfen!

Wäsche, Garderobe und Schmuck. **B. S. W. 14.** Ueber die chemische Wäsche und das Ausfärben von Kleidern finden Sie näheres in dem Buche: „Die Wäscherei in ihrem ganzen Umfange.“ 3. Auflage. Verlag von Julius Bloem, Dresden 1889.

L. L. in S. Ostr. Stoffflecken lassen sich aus Atlas oder anderen feidenen Stoffen durch höchst reifigsten Weingeist (aus der Apotheke), dem man einen kleinen Zusatz von Salmiatgeist beifügt, entfernen. Nach der Reinigung wird das Zeug auf der Rückseite mit Krausemingswasser, verjagt mit ein wenig Essig, befeuchtet und geplättet.

N. B. in S. Engl. Aus Wäsche entfernt man Stoffflecke durch Betupfen derselben mit Eau de Javelle, nur muß man Sorge tragen, nachher sofort die Wäschestücke in reinem Wasser gut auszuwaschen. Dauerte die Einwirkung des Eau de Javelle längere Zeit, so fügt man dem Spülwasser ein wenig Antichlor (unterschwefligsaures Natron) bei.

N. N. 100. Wir empfehlen Ihnen, sich an die Firma Joh. Blazincic u. Söhne, k. k. Hofpoliamenterienwarenfabrikanten in Wien, VII, Stitzgasse 31, zu wenden. Dieselbe hat ein Verfahren erfunden, Gold- und Silberborten durch Imprägnierung vor dem Anlaufen (Schwarzwerden) zu schützen. Uebermänn's Wiener Gewerbezeitung äußert sich sehr günstig über das Verfahren und bemerkt u. a., daß zur Imprägnierung schon applizierter Borten oder Stickerie die Gegenstände nicht zertrimmt werden müssen, daß auch die Stoffe nicht durch die Behandlung leiden. Der Schutz vor dem Anlaufen soll ein dauernder sein. Bei gebrauchten Gegenständen wird wohl vorher die Reinigung durch eine chemische Reinigungsanstalt notwendig sein; von eigenen Verfahren möchten wir abraten.

Verschiedenes. **Helene K. in Dillingen.** Wenden Sie sich an Fr. Lehmann, Oberin des Viktorianhauses, Berlin NO., Städtisches Krankenhaus in Friedrichshain, oder an Gräfin Nitberg, Oberin der „Hilfsheimstern“ in Berlin, oder endlich an die Oesterreichische Gesellschaft vom Roten Kreuz. Im übrigen verweisen wir Sie auf die sehr eingehenden Artikel auf S. 183, 411 und 434 des vorigen Jahrgangs.

J. W. 101. Ohne rechte poetische Empfindung. Reime sind nicht immer Poese.

Margarete v. Hl. auf M. Gerade weil Blau die lichtschwächste Farbe, ist es dem Auge am wohlthätigsten; es befreit nur einen geringen Grad von Energie, und da die Intensität seines Lichtes mit zunehmender Entfernung

abnimmt, so ist es recht eigentlich die Farbe der Ferne. Sehr wahr sagt Goethe: „Wie wir einem angenehmen Gegenstand, der von uns flieht, gen folgen, so sehen wir das Blau gern an, nicht weil es auf uns einbringt, sondern weil es uns nach sich zieht.“

Kunstenthusiastin in Warschau. Bei der heutigen Ueberfüllung auf dem Gebiete der Malerei können wir nur dann zu diesem Studium raten, wenn ein wirkliches, weit über das Durchschnittsmaß hinausgehendes Talent vorhanden ist, und auch dann werden nur die äußerste Ausdauer und die eifrigsten mehrjährigen Studien, die übrigens mindestens fünftausend Mark erfordern, zum Ziele führen.

Frau Kommerzienrätin. Unser Rat? Damen mit keiner stärker Figur müssen helle Farben, großgemusterte, großlarierte oder quergebretzte Stoffe gänzlich vermeiden und wären dieselben noch so modern!

Langjährige Abonnentin K. K. in Viala. Sie sagen uns nicht, ob das Institut in Oesterreich gelegen sein muß oder ob Sie Ihren Sohn auch nach Deutschland senden würden; ebenso wäre, um Ihnen ein bestimmtes Institut empfehlen zu können, ein Fingerzeig erforderlich, für welche Berufsarten Neigung und Begabung vorhanden sein dürfte. Wenn Sie uns freundlich davon in Kenntnis setzen wollen, sind wir erbötig, Erundigungen für Sie einzuziehen.

Fr. K. in W. Die Turnlehrerinnenprüfung, welche in diesem Frühjahr in Berlin abgehalten wird, findet am 12. Mai und den folgenden Tagen statt.

J. K. in R. Auf einem Staubtuch fanden wir den Spruch: „Was bleibt, das leidet.“ Für einen Staubtuchbehälter dürfte der Spruch: „Auch in der Ede muß rein es sein“ passend erscheinen; oder auch: „Staub ist der Gesundheit Raub.“

Alte Abonnentin in Ulm. Wir behalten Ihren Wunsch im Auge. **S. K. in Viala.** Wir wissen da keinen Rat. Sollte Ihre Entschloßene Ihnen keine Auskunft geben können?

A. B. in T-g. Sie glauben doch nicht im Ernst, daß die New-Yorker Damen auf Sie warten? Bleibe im Lande und nähre dich redlich, sagt das Sprichwort.

Helena. 1) Ein solches Institut giebt es nicht. 2) Anzeigen für den „Bazar“ sind an Herrn Rud. Mosse, Berlin, Jerusalemstraße 48/49 zu richten. Ihr Wunsch läßt sich nur mit Hilfe von Anzeigen erfüllen.

Fr. G. in S. Als praktische Neuheit für Blumenliebhaber dürfen die hierfür bestimmten Glasgefäße gelten, welche sich die Firma Kaempfe u. Müller in Delitz, Thüringen, patentieren ließ. In die Wandungen dieser Gefäße sind Rinnen eingeformt, welche das Ausgießen und Wiedereinfüllen von Wasser gestatten, ohne daß die Zwiebel abgehoben oder in ihrer Lage verändert zu werden braucht.

„Cappho“ in Inowrazlaw. Im Altertum glaubte man, daß die Liebhaber der Museen jung sterben. Sie wollen doch recht lange leben?

Elia von H. „Ein Frauenherz und eine Festsung sind einander darin ähnlich, daß man sie erst kennen lernt, nachdem man sie erobert hat.“ soll ein Wort Cappho's sein.

A. W. in D. Linographien werden von der Firma Wils, und M. V. Winter in Wien angefertigt; Vertreter derselben ist Franz Kühn, Berlin, Charlottenstraße.

H. S. in Krakau. Wir können zu der Einsendung nicht raten. **Kl. W. in R.** Der Name des Künstlers ist uns nicht bekannt.

Musikfreundin in Amsterdam. Sie finden alle diese Lieder in der „Musikalischen Universal-Bibliothek“ (Verlag von Felix Siegel in Leipzig, Dörrienstraße 1). Lassen Sie sich ein Verzeichnis dieser — bereits 552 Nummern enthaltenden — Sammlung von der genannten Verlagshandlung zuwenden. Jede Nummer kostet zwanzig Pfennig.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Verfüzung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Artien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Redigiert unter Verantwortlichkeit des Direktors. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.